

## 1. Preis

Wettbewerbstext zum Schreibwettbewerb 2015 «Warteschleife»

*Kategorie Hope*

von Helen Kaufmann

### Warteschleife

Ich drücke meinen Zeigefinger auf den grünen Knopf, die Tür schwingt mit einem Schnaufen auseinander. 7.23 Uhr, gut, noch zwei Minuten, denke ich, das reicht, denn der Zug fährt ja erst um 35 nach, Zeit genug. Treppe rauf, dann links durch den Gang weiter, zu beiden Seiten sind die Abteile schon belegt, ich geh weiter, wedle mit der Hand, die nicht den Kaffeebecher hält unter dem Sensor der Tür, die die zwei Waggon voneinander trennt, und gehe weiter, gut, hier hats noch etwas mehr Platz, ich kann sogar wählen. Zwischen bärtigem NZZ-Leser und schlafender Musikhörerin. Ich nehme den Bärtigen und setze mich vis-à-vis. Der Zug fährt los. Ich taste nach meinem Handy und will meine Nachrichten checken, ach Mist, Akku ist leer. Na gut, dann schau ich halt aus dem Fenster und warte, bis der Zug ankommt. Ich könnte ja Musik hören, denk ich, ach nein, hab ja keinen Akku mehr. Hmm. Ich lese die Rückseite der NZZ, die mir gegenüber sitzt, aber die Schrift ist zu klein, ich kann nur die Schlagzeilen lesen. Der Zug beschleunigt, wir verlassen langsam die Vororte und fahren durch flache Felder mit ein paar Häusern, die links und rechts der Gleise verstreut sind. Dann rumpelt es, man hört ein Zischen der Bremsen und der Zug kommt zum Stehen. Die Schlafende wird nach vorne gedrückt und öffnet erschrocken die Augen, die Zeitung wird weggelegt, ich denke komisch, hier hat's doch gar keine Haltestelle, mitten auf dem Feld, und schaue auf die Uhr, fast acht schon. Die Pendler sind alle noch müde und schauen sich nur etwas um, nach links und rechts, neben die Gleise und aufs Feld, zu den andern, ich tue es ihnen gleich. Wir warten. Nach einigen Minuten hört man einzelne Stimmen verzagt fragen, was denn los sei, vom Kondukteur keine Spur, das war wohl die Notbremse, die so gezischt hat, sagt ein Junge mit Mütze, der im Abteil hinter mir sitzt. Wir warten weiter, es bleibt uns ja nichts anderes übrig, später kommt eine Durchsage: Personenunfall, unbestimmte Verspätung, wir sollen den Zug nicht verlassen, heisst es. Ich denke, dass ich doch diese Sitzung habe um neun, und jetzt kann ich gar nicht Bescheid sagen, da ich ja den Akku nicht aufgeladen habe, ich kann auch niemanden fragen, weil ich die Nummern von niemandem in der Arbeit auswendig weiss. Es ist jemand gestorben, denke ich, ich verpasse trotzdem die Sitzung. Hinter mir regen sich der Junge mit Mütze und sein Freund auf, sie haben eine Matheprüfung, wenn sich schon jemand umbringen will, wieso muss er das denn genau während des Pendlerverkehrs tun, sagen sie, wenn er damit nur für so viele andere kompliziert macht. Einige telefonieren jetzt um Bescheid zu sagen dort, wo sie jetzt schon hätten sein sollen, du sorry, ich komm zu spät, mein Zug hat Verspätung, ich weiss nicht wie lange es noch geht, es war ein Personenunfall. Minuten vergehen, ich warte. Da kommt ein Krankenwagen, sagt jemand, dessen Gesicht ich nicht sehe. Stell dir vor, was für ein Job, jetzt diese Überreste zusammenzukratzen, sagt eine, die wie eine Studentin aussieht, und auch für die Lokführer sei ja das sehr traumatisch, es gäbe extra so Präventionsprogramme. Dann wissen die, was man tun muss, Rollläden herunterlassen, Notbremse einleiten, sich die Ohren zuhalten, damit man nichts hört. Krass, sagen ihre Freundinnen, ob das wohl was nützt gegen das Trauma, fragen sie. Ich sage nichts und beobachte den Krankenwagen, der jetzt wieder wegfährt. Man hat gar nichts

gespürt, als wir ihn – oder sie – überrollt haben, denke ich, da überfährt man einen Menschen und spürt nichts ausser ein bisschen Rumpeln. Nach über einer Stunde setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

## Laudatio

zum Wettbewerbstext «Warteschleife»

von Helen Kaufmann, Gewinnerin des 1. Preises

Beim Lesen des Textes von Helen Kaufmann bin ich von Anfang an ganz nah am erzählenden Ich. Das ist eine Person, die ihre Beobachtungen ausserordentlich genau wiedergibt – auf eine Art, die sofort neugierig macht. Der Sprachfluss des Textes zieht, er zieht wie der Zug, der nun aus dem Bahnhof fährt, an den Vororten vorbei, in die Felder hinaus.

Von der Stelle an, wo der Zug rumpelt und die Bremsen zischen, warte ich als Leserin auf die Durchsage, auf die ich als Zugfahrende immer warte – darauf, dass der ausserordentliche Halt für einmal nicht ein technischer Defekt ist, sondern eben das andere, ein Personenunfall, wie das im SBB-Jargon heisst.

Was ist es, das mich dieses Ereignis bei jedem ausserordentlichen Halt befürchten lässt? Oder sollte ich sagen: erwarten lässt? Ist es Voyeurismus, eine makabre Abenteuerlust oder die tatsächliche Furcht um das Leben eines Menschen?

Die Autorin lässt die Figuren in ihrer Geschichte an dieser Stelle schweigen. An einen «Personenunfall» zu denken scheint verboten – den Gedanken auszusprechen noch viel mehr. Und doch hängt der Gedanke unausgesprochen und deshalb umso schwüler und klebriger in der Luft. Der Blitz, der die Zungen schliesslich löst, ist die Zugdurchsage: Personenunfall. Die Erzählerin bleibt auch jetzt beschreibend, auch bei ihren eigenen Gedanken.

Sich zu äussern überlässt sie ihren Mitreisenden. Diese Äusserungen sind die Gedanken, die man eigentlich nicht sagen darf, oder die, so richtig sie auch sind, trotzdem völlig deplatziert wirken. Und genau deshalb wirken sie so authentisch – es sind die Gedanken, die man zwar denkt, aber sofort wieder hinunterwürgt.

Helen Kaufmann schafft einen Balanceakt in diesem von Tabuminen gespickten Gebiet: Sie wertet nicht, bleibt aber auch nicht völlig nüchtern. Trotzdem oder gerade deswegen wirkt das erzählende Ich sehr authentisch, authentisch zurückhaltend. Diese Zurückhaltung lässt Platz – Platz für die eigenen Gedanken: Wie hätte ich in einem solchen Fall reagiert? Und wie ist das nun genau für den Zugführer?

Der Text bringt mich als Leserin dazu, über die gesellschaftlichen und meine persönlichen Tabus und Tabuzonen rund um Tod und Suizid nachzudenken – ein Text, der mich geradezu zwingt, darüber nachzudenken. Er tut das – und zwar indem er schweigt. Das ist eine grosse Kunst, und zu dieser gratuliere ich Helen Kaufmann ganz herzlich.

Karin Weibel, Jurorin, Mai 2015

## 2. Preis

Wettbewerbstext zum Schreibwettbewerb 2015 «Warteschleife»

Kategorie Hope

von Soraja Sonderegger-Hüsejnow

### Warteschleife

«Hindernisse überwinden ist der Vollgenuss des Daseins» Arthur Schopenhauer

Wie bewegen sich die Worte im Gehirn? Was tun sie? Welches Wort schiebt sich vor und warum? Welche Hindernisse muss es überwinden um wahrgenommen zu werden? Es schiebt anderen weg, schlängelt sich durch, rutscht in eine Spalte, dockt an, wird geformt, angepasst, eingeordnet, zerlegt, zusammengefügt und vielleicht endlich ausgeworfen. Doch meistens bleibt es vergessen und verschwindet in der Dunkelheit des Ungenannten. Doch darüber wollte ich nicht schreiben.

Ich wollte dem Fluss der Schleife folgen, die langsamen Zuckungen des Vorwärtskommens, die schleichenden Bewegungen der Dunstwolke, die sich durch das Tal windet und vergebens versucht eine befreiende Höhe zu erreichen. Das verlorene Wort, die zuckende Dunstwolke, Bestandteile einer Warteschleife.

Ich wache auf, freu mich über das Licht. Oder war alles ganz anders? Mein Körper liegt auf dem Bett. Ich starre an die Decke, die Decke starrt zurück, wortlos. Die tote Mücke vom letzten Sommer hängt immer noch an einem Zimmermannfaden über meiner Nase.

Draussen sägt der Gärtner die Före zu Tode. Der Baum schreit, kracht, zersplittert, heult ein letztes Mal auf und fällt zu Boden.

Die Erschütterung könnte zur Folge haben, dass der Spinnenfaden reisst und die dürre Insektenhülle auf mein Gesicht fällt. Das würde kitzeln.

Ich liege alleine im Bett, obwohl noch ein Mensch neben mir Platz hätte. Später vielleicht, oder vielleicht auch früher, gestern oder morgen, oder gar gerade eben, oder nachher, ich weiss nicht wann, aber die Wörter ordnen sich ein und bilden ohne mein Zutun eine Schleife, eine Wortschleife.

Einmal, ich war acht oder neun Jahre alt, nein, ich war drei oder vier Jahre alt, wollte ich es versuchen.

Ich wollte es wissen und stand auf die Mauer, die drei Mal so hoch war wie ich. Ich stand da und hatte Flügel, grosse Flügel und ich wollte wissen wie das Fliegen ist. Ich flog und ich blieb an einem Hacken hängen und ich weiss noch, dass das Hängen am Hacken das Fliegen war. Ich spürte das Fliegen und ich zog die Flügel ein und fiel. Ich erinnere mich daran, weil jeder Bewegung eine neue folgte, sich einreihete, den nächsten Schritt vorbereitete, und so meinem Wunsch fliegen zu wollen, einen Sinn und Inhalt gewährte.

Man erreicht das Ziel nur, wenn man etwas oder alles genau der Reihe nach ablaufen lässt.

Ich denke wieder fliegen zu wollen. Ich möchte aus dem Fenster fliegen, aufs Dach steigen und abheben. Abheben wie ein Flugzeug oder wie ein Storch.

Ich müsste die Flügel ausbreiten, sie immer wieder gegen meinen Körper schlagen, aufspannen, wieder niederschlagen, ausbalancieren, luftsegeln.

Er hatte abgesperrt, von innen blockiert, verriegelt. Er hatte die Wand angestarrt, ruhig ein- und ausgeatmet, das Grau der Steine angestarrt.

Er starrte die Steinwand an bis er den Grashalm erkannte. Dann schloss er die Augen und alle waren tot.

Sekunde um Sekunde wurde beschrieben, wie er das Fliegen vergass. Vielleicht war es aber auch ganz anders.

Vielleicht vergass er zu atmen, so wie du.

Vielleicht blieb ein Blutpfropf im Gefäss stecken, blockierte die Worte, die Silben, die Buchstaben. Seine Worte. Seine Gedanken.

Wo sind deine Worte geblieben? Gingen sie verloren? Hättest du sie nicht aufhalten können oder sie wieder einreihen können? Schliefst du vorher ein? Hättest du nicht in die andere Richtung denken können, in die andere Richtung sterben können?

Einzelne Buchstaben bedeuten nichts. Sie werden erst zu einem Wort, wenn sie eine bestimmte Reihenfolge einhalten.

Rückwärts gehen ist, wie die Zukunft überraschen wollen, oder die Vergangenheit neu entdecken. Ich denke rückwärts und ich sehe die Vergangenheit und die Gegenwart vor mir. Das Zukünftige habe ich schon erlebt. Rückwärts fliegen lässt den Berg kleiner werden. Warum bist du nicht rückwärts gestorben, dann hätten wir die Vergangenheit noch vor uns.

Ich liege nicht mehr auf meinem Bett. Ich liege auf der Wiese. Die Wiese trägt ein weisses Kleid mit blauen Punkten. Die nackten Beine sonnen sich liegend auf der bekleideten Wiese. Deine Hände heben den Rock. Es ist warm, da wo deine Hand liegt. Du fragst, ob wir zusammen leben sollen. Ich lächle. So sieht meine nach hinten gebogene Wiese aus.

Du hast eine andere Wiese.

Die Richtung bestimmt die Zeit.

Aneinander gereihte Buchstaben ergeben nur eine Schleife, deren Bedeutung sich immer ändert. Ich muss noch einmal rückwärts fliegen, dann erst lebe ich, leben die andern. Der Berg verschwindet, der Pfropf gleitet leise durch die Öffnung, das Blut trägt das Leben weiter, der Himmel weitet sich, das Wort zerfällt in Zeichen, der Satz bleibt hängen, irgendwo zwischen Hindernis und Dasein.

Seltsam, jetzt habe ich vergessen worüber ich schreiben wollte.

Über dich wollte ich schreiben, doch du bist die Schnittstelle, die Wunde und keine Schleife; diese Wunde ist ein Keloid, eine hypertrophe Narbe, die sich aus der Norm schält und aus der Vergangenheit einen Erinnerungsstrang bildet.

## Laudatio

zum Wettbewerbstext «Warteschleife»

von Soraja Sonderegger-Hüsejnow, Gewinnerin des 2. Preises

Die Autorin Soraja Sonderegger-Hüsejnow schickt ihrem Text ein Zitat von Arthur Schopenhauer voraus. «Hindernisse überwinden», lautet es «ist der Vollgenuss des Daseins». Dieser Satz, insbesondere das Wort *Hindernisse*, das ihm eingeschrieben ist, wirkt im weiteren Verlauf der Lektüre wie eine Art Wasserzeichen, zu erkennen, sobald man den Text dreht, sobald man ihn wendet.

Zuerst sind da die Wörter. All die Wörter, die wir in uns tragen, die sich in uns bewegen. Welches von ihnen schiebt sich vor die anderen? Wie muss es beschaffen sein, zusammengefügt, damit wir es überhaupt wahrnehmen, es nicht einfach verschwindet in der «Dunkelheit des Un-genannten»?

Mit den Wörtern also beginnt der Text. «Doch darüber wollte ich nicht schreiben», schliesst die Erzählerin ihre Überlegungen und setzt von Neuem an. Dem «Fluss der Schleife» habe sie folgen wollen, notiert sie dann, um sich bereits wenige Zeilen später auf dem Bett liegen zu sehen und an die Decke starren. Die Decke starrt zurück, eine Mücke aus dem Sommer zuvor schwebt an einem Spinnfaden im Raum, derweil sägt der Gärtner «die Föhre zu Tode» draussen.

Diese Erzählerin folgt dem Fluss ihrer Gedanken, wird schnell klar, schreibend springt sie von da nach dort, taucht ein neues Bild in ihr auf, geht sie ihm nach. Doch was während der ersten beiden Absätze noch wie eine lose Assoziationskette aus Reflexionen und (erinnerten) Bildern anmuten mag, verdichtet sich nach und nach zu einem Text der Wiederkehr. Dabei zentral werden das Motiv des Fliegens – eine Sehnsucht, die ihren Ursprung in der Kindheit der Erzählerin hat – sowie die Frage nach der Reihenfolge, in der sich Dinge vollziehen. Diese beiden Elemente, die sich schliesslich miteinander verschränken, verleihen dem Text einen kreisenden Charakter. Was aber umkreist er, welchem Thema versucht er sich so zu nähern? Mit der unvermittelten Ansprache eines *Du* gewinnt der Text an Dringlichkeit. «Hättest du nicht (...) in die andere Richtung sterben können?», fragt die Erzählerin ziemlich unvermittelt, und von diesem Moment an lässt sich der Text, das bisher Gelesene eingeschlossen, als ein Protokoll des Trauerns lesen. Als ein Versuch, sich im Leben zurechtzufinden, nachdem ihm die bisherige Ordnung abhandengekommen ist. «Ich denke rückwärts und ich sehe die Vergangenheit und die Gegenwart vor mir. [...] Ich muss noch einmal rückwärts fliegen, dann erst lebe ich, leben die andern.»

Der Text aber erzählt nicht allein davon. Ebenso ist er ein Text über das Schreiben, darüber, wie sich die Wörter verselbstständigen und an die Oberfläche drängen. Was muss erzählt werden und auf welche Art und Weise? Die Sprache selbst ist es, die die Schreibabsichten der Erzählerin immer wieder untergräbt und sich ihren eigenen Weg sucht.

Herzliche Gratulation an Soraja Sonderegger-Hüsejnow.

Brigitte Spalinger, Jurorin, Mai 2015

### 3. Preis

Wettbewerbstext zum Schreibwettbewerb 2015 «Warteschleife»

*Kategorie Hope*

von Ruth Loosli

#### **Vom Jodeln und warten und anderen Lebensarten**

Jodel ist hoch im Kurs zur Zeit.

Ich jodle auch, Frau Doktor.

Nadja Räss, die Jodlerin, hat einen Jodel vorgetragen, dem sie den Titel «für zwe auti Schachtle mit Füür im Füdle» gab. Das gab mir den fuluminanten Stich ins Herz, denn obwohl der Titel lustig ist und der Jodel rassig, fühlte ich mich plötzlich ... alt.

Würde ich meine Haare nicht färben, wären sie grau. Genau.

Würde ich meine Lippen nicht liften, wären sie ein Strich im Gesicht. Eine sich windende Made mit Zuckungen gegen unten und gegen oben. Eine Freundlichkeit hier, ein neidisches Sticheln dort.

Wären meine Brüste nicht auf dem OP Tisch gelandet, wären sie versandet. Einfach so, davon geronnen. Abgefüllt in zwei Petflaschen, ich meine Bettflaschen, erhitzt in der Maschinerie der männlichen Werbeindustrie und die Bettflascherl leg ich Ihnen, Frau Doktor, zwischen die Oberschenkel, wenn Sie nicht einschlafen können. Das gibt eine schöne Wärme, Frau Doktor, eine gemütliche Wärme – und ich wäre entlastet von sautummen Bemerkungen, was meine Brüste betrifft.

Wäre nicht schlecht, allen weiblichen Attributen abzuschwören, vorne flach, hinten Flachdach, also Fett absaugen. Da gibt es einiges zu saugen, Frau Doktor.

Die Waden, zum Beispiel, Frau Doktor. Wollte heute Morgen den Reissverschluss des Stiefels hochziehen und der blieb doch tatsächlich stecken – die Wade war zu dick!

Bis ich merkte, dass der Saum des Wintermantels im Stiefel festklemmte, war mein Entschluss, auch die Wade abzusaugen, schon gefällt.

Frau Doktor, nun gucken Sie nicht so!

Es muss alles weg!

Vor allem der Bauch, sie wissen selbst, wie das ist. Schauen Sie sich Ihren Bauch an: hatten Sie Kinder? Ich meine, haben Sie welche geboren? Die überdehnen deine Haut ganz schön, wenn sie wachsen, die Kleinen. Und dann legst du die Hand auf den Bauch und hast ein Lächeln des Entzückens im Gesicht – 30 Jahre später, schauen Sie, was geblieben ist ... ein weiches Gelände wie zu schwerer Sand auf Fuerteventura, wenn es seit Wochen nur geregnet hat und die Touris-

ten sich beschweren: Aber auf Fuerteventura ist doch immerwährende Sonne und wir haben soo viel bezahlt um dem Nebel bei uns zu entgehen ...

Machen Sie meinen Bauch weg, Frau Doktor! Das ist ja nicht zum Hinschauen, Frau Doktor! Gymnastik machen, turnen, schwimmen? Ich will meinen Körper nicht trimmen!

Sie sind die Fachfrau, Frau Doktor, Sie haben die Messer zur Hand, den Schlauch und was es noch so braucht. Sehen Sie denn nicht, dass das Leben so nicht weitergehen kann mit so viel Bauch und Brust – dafür ohne Lust?

Überhaupt die Lust – aber lassen wir das. Oder auch nicht, ist doch ein wichtiges Thema. Wie gehen Sie mit der Lust um, Frau Doktor? Kennen Sie diese Freundin? Frau Lust hat mich zur Tupperwareparty eingeladen und ich hab erst nach einer halben Stunde gemerkt, dass ich auf einer Dildoparty gelandet bin – das war ein Gewinn, Frau Doktor, das war herrlich. Wir haben uns köstlich amüsiert. Möchten Sie mal dazustossen, Frau Doktor, soll ich Sie auf die Mailliste nehmen?  
Nicht?

Also legen Sie los, Frau Doktor, ich bin bereit.

Sie noch nicht? Weshalb denn nicht?

Ich soll mich ausziehen? Igitt! Das können Sie doch nicht von mir erwarten – aha, dort ist der Paravent und hier der Schragen – gut, das könnte ich wagen.

Nun liege ich da und lasse mir alles absaugen.

Sau sau sau saugen.  
Sau sau sau saugen.  
Sau sau sau sau - gen.

Ich halte die Augen geschlossen, unverdrossen höre ich den Sound des Saugens. Sau sau sau ssss

Was ist los, Frau Doktor, was ist geschehen?  
Der Schlauch ist gerissen, Frau Doktor, der Schlauch ist gerissen! Wo sind Sie, Frau Doktor, wo sind Sie? Ach, nur schnell mal Pinkelpause und schon ist's passiert?

Was Sie nicht sagen! ich lieg auf dem Schragen und Sie müssen pinkeln! Super!

Frau Doktor, wecken Sie mich auf, ich halt diesen Horror nicht aus, Frau Doktor !!!

Ich nehm alles zurück, meinen Auftrag, mein Fett – geben Sie alles wieder her! Ich will meine Arschbacken zurück, sonst kann ich ja kein Feuer darin haben! Und wenn kein Feuer, dann kein Jodel. und wenn kein Jodel, dann keine Schweiz und wenn keine Schweiz, dann kein Europa



und wenn kein Europa, dann kein Euro und wenn kein Euro, dann kein Schwein und kein Fett  
und keine Spiegeleier, o weh o weh

Und jodeln will ich! Johuhuuu!

## Laudatio

zum Wettbewerbstext «Vom Jodeln und warten und anderen Lebensarten»  
von Ruth Loosli, Gewinnerin des 3. Preises

Schon der Titel macht stutzig «Vom Jodeln und warten und anderen Lebensarten» – ein verhalten gesetzter Binnenreim klingt uns da entgegen – bei offenkundigem Widersinn. Was um alles in der Welt hat denn Jodeln mit Warten und dies beides zusammen mit Lebensarten zu tun? Verzerrt der Sinn, melodisch der Gleichklang. Eine allzu salopp und locker hingesezte Klangspielerei?

Mit dem Einstieg «Ich jodle auch, Frau Doktor!» erhält der Text einen Vorstellungsraum: da geht eine zur Frau Doktor, um zu jodeln? Wirklich um zu jodeln? Gleich in der Folge klärt sich auf: Der Jodel ist Anstoss; darin besungen wird nämlich das «Füür im Füdli», was der Frau einen Stich ins Herz gibt – und schon ist er da, der Schock des Alterns!

Übers Jodeln sind wir beim zentralen Leitmotiv des Textes angekommen, das nun variantenreich entfaltet wird, beim Saugen: Die Brüste, die ansonsten versandet, die Waden, die zu dick, der Bauch, der zu schwer geworden wäre wie verregneter Sand – das alles muss **weg-gesaugt** werden – dies der dringende Appell an die Frau Doktor.

Und die leiblich erschütterte Frau liegt auf dem Schragen, bereit sich alles absaugen zu lassen, was sich da absaugen lässt, dabei verfällt der Text dem Sound des Saugens – auch hier wieder ein Gleichklang zwischen Assonanz und Reim bei *Bauch*, *Schlauch* und *sau sau saugen*. Aber aus dem Unsinn kommt langsam eine gewisse Logik hervor, als gäbe es eine zwingende Abfolge von Jodeln über Altersschock zu Absaugen.

Genau an dieser Textstelle, wo alles weggesaugt werden soll, kommt es zum **Wendepunkt**, ein banaler Zwischenfall ist es, der alles verändert: die Frau Doktor ist kurz weg, eine Pinkelpause musste sie einlegen – schon ist der Schlauch gerissen und das *sau sau sau saugen* in Frage gestellt.

Und oh Wunder, die Frau auf dem Schragen kommt zu sich, will alles beenden – will alles zurück haben: ihr Fett, ihr Feuer im Füdli, ihren Jodel. Denn ohne «Füür im Füdli» kein Jodel. So kommt ihr die Einsicht, dass ohne Fett kein «Füür im Füdli», keine Lust mehr sei.

Am Ende klärt sich nun auf, dass die vom Absaugwahn erfasste Patientin ihre Waden, ihren Bauch, ihre Brüste zurückwünscht. Sie bekennt sich zu ihrem Fett, zu ihrer Schwere und ihrer Lust, was ihr alles beinah abgesaugt worden wäre. Wir wissen zwar nicht, ob ihr das gelingt ... das bleibt am Ende offen, bleibt zu hoffen.

Und der Widersinn von Jodeln, Warten und Saugen bringt einen überraschenden Sinn zu Tage. Das übermütige Sprachspiel von Saugen, Bauch und Schlauch führt uns vor Augen, dass mit der Frau auf dem Schragen ein **satirischer Spiegel** des allgemein herrschenden Schlankheitswahns gesetzt ist.

Peter Morf, Juror, Mai 2015